

A woman with long, dark, wavy hair is sitting cross-legged on a rocky, sandy ground in a desert-like environment. She is wearing a dark blue patterned long-sleeved shirt and blue jeans. Her hands are clasped in her lap, and she has a serious expression. The background shows a vast, hazy landscape with mountains under a clear sky. A large, bare tree branch is visible in the upper right corner.

Berit Kessler

mit Beate Rygiert

Ich werde immer um euch kämpfen

Wie mein
Exmann mir
meine Kinder
wegnahm

Weltbild

Ich werde immer um euch kämpfen

Über die Autorinnen:

Berit Kessler wurde 1977 in Jena geboren. Nach einem Jahr freiwilliger Arbeit im Kibbuz Ein Gedi am Toten Meer studierte sie ab 1997 an der Universität Trier Fremdenverkehrsgeografie. 2001 ging sie nach Israel. Heute leitet sie erfolgreich den Online-Shop »Baby-Roo« für ihre selbst gemachten Baby-Tragen. Im Frühjahr 2014 erreichte sie die Ausreisegenehmigung für ihren jüngsten Sohn und lebt seitdem wieder in Deutschland. Von hier aus führt sie ihren Kampf um ihre Kinder fort.

Beate Rygiert, Co-Autorin dieses Buches, ist bekannt für ihre international erfolgreichen Romane und Biographien: zum Beispiel »African Angel« mit Harriet Bruce-Annan und »Nicht ohne meine Mutter« mit Meral al Mer. Ihre Bücher sind mehrfach ausgezeichnet worden, unter anderem mit dem Würth-Literaturpreis und Corine Internationaler Buchpreis.

Berit Kessler
mit Beate Rygiert

Ich werde immer um euch kämpfen

Wie mein Exmann mir meine
Kinder wegnahm

Weltbild

Dieses Buch beruht auf Tatsachen. Zum Schutz der Rechte der Personen wurden Namen, Orte und Details verändert.



Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln
für Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln
Fotos im Innenteil: © Berit Kessler
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Umschlagmotiv: © Sabine Frank
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5146-4

2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

*Für meine Söhne und meine Freunde,
die mich immer unterstützt haben*

Prolog

Kai ist endlich eingeschlafen, mein jüngster Sohn. Der Abend hat sich längst über den Vorort von *Tel Aviv* gesenkt, wo ich mit ihm lebe. Die Arbeit für meine kleine Firma, die ich mir für den heutigen Tag vorgenommen habe, ist erledigt. Es ist schon spät, aber ich bin noch hellwach. Meine Gedanken wandern schon den ganzen Abend an den Meilensteinen meiner Geschichten entlang, kreisen um jene Ereignisse, die am meisten wehtun. Schon lange habe ich mir vorgenommen, sie aufzuzeichnen, mir von der Seele und anderen ins Herz zu schreiben.

Für wen? Für meine beiden älteren Söhne, die nicht bei mir sein können, weil ihr Vater sie entführt hat. Für Kai, damit er später verstehen wird, warum wir, seit er auf der Welt ist, ein Leben auf der Flucht führen müssen. Für Tarek, meinen Ältesten, den ich schon seit zwei Jahren nicht mehr gesehen habe. Für Karim, der beim letzten Treffen, das gemeinsam mit einem Psychologen stattfand, sagte: »Mama, ich will zu dir.« Es war ein Moment der Wahrheit, der möglich wurde, als sein Vater kurz den Raum verließ. Doch meine Geschichte möchte ich auch jenen anderen Frauen erzählen, die in Israel ebenso festsitzen wie ich, weil sie sich vor Jahren verliebt haben und nicht wussten, welche Hölle Israel für die bereithalten kann, die aus der Fremde kommen und hier ihr Herz verlieren. Tausende von Frauen teilen mein Schicksal: Sie haben Kinder von jüdischen, arabischen oder beduinischen Vätern geboren

und gleichzeitig das Recht verloren, sie mit sich in ihr Heimatland zu nehmen.

Wer denkt an Trennung, wenn er sich verliebt? Wer kann sich vorstellen, wie rechtlos man werden kann, wenn die Liebe erlischt und der Hass ihren Platz einnimmt? Wer malt sich aus, dass das Wort einer Mutter nichts gilt und die Rechte eines Mannes mehr als das Wohl der Kinder?

Ich habe es mir nicht vorstellen können. Mit dem, was mir in den vergangenen dreizehn Jahren hier zugestoßen ist, habe ich nicht gerechnet, als ich im Alter von achtzehn Jahren nach Israel kam, um als Volontärin in einem *Kibbuz* zu arbeiten. Ich hatte nicht vor, hier länger zu bleiben als ein Jahr. Die Welt war groß und weit, vor allem für jemanden, der die ersten zwölf Jahre seines Lebens in der DDR verbracht hatte und es nicht erwarten konnte, alles, was jenseits der Mauer lag, kennenzulernen. Israel sollte nur die erste Station eines großen Abenteuers sein, des Abenteuers meines noch so jungen Lebens. Es wurde tatsächlich für viele Jahre die Endstation.

Doch ich gebe nicht auf. Auch wenn man es mir vielleicht nicht auf den ersten Blick ansieht: Ich bin zäh, ich bin stark. Seine wahre Stärke entdeckt man erst, wenn man sie braucht. In den vergangenen Jahren brauchte ich sie Tag und Nacht. Und ich habe gelernt, dass ich eine Kämpferin bin.

Man sagt: Die Jahre, die einer Kindheit gestohlen werden, kann man nie mehr ersetzen. Die Weichen, die in den ersten Jahren gestellt werden, kann man kaum noch korrigieren. Denke ich an meine beiden älteren Söhne, die in einem schmutzigen Beduinenzelt in Lumpen leben, als

Kinder einer »Weißen«, die nicht dem muslimischen Glauben folgt, täglicher Gewalt und Schikanen ausgesetzt – wenn nicht noch Schlimmerem –, dann möchte ich manchmal verzweifeln. Ihr Vater hat ihnen gesagt, ich sei ein böser Geist, ein Dschinn. Es gab Zeiten, da schlugen meine Söhne auf mich ein, wenn ich sie, selten genug, treffen durfte. Inzwischen sehen wir uns schon lange nicht mehr. Und doch höre ich nicht auf, um sie zu kämpfen. Eine Mutter gibt ihre Kinder nicht auf, niemals.

Und darum ist es jetzt Zeit, dass ich endlich damit beginne, meine Geschichte zu erzählen. Damit die Welt erfährt, was hier passiert, was hier tausendfach Kindern und Müttern angetan wird. Und damit sich endlich, endlich etwas ändert.

Kapitel 1

Der Aufbruch

Es war im August 1996, als ich in Jena meinen Rucksack packte. Ich hatte mein Abiturzeugnis frisch in der Tasche und fühlte mich wundervoll frei. Endlich konnte ich das tun, wovon ich immer geträumt hatte: reisen. Und obwohl ich das Flugticket schon im Oktober 1995, also bereits zehn Monate zuvor, gekauft hatte, wusste keine Menschenseele etwas von meinen Plänen.

Dass ich mich dazu entschied, als Volontärin in einem *Kibbuz* im Süden Israels zu arbeiten, hatte verschiedene Gründe. Es war nicht so, dass Israel auf der Liste meiner Wunschländer ganz oben gestanden hätte. Doch mit meinen achtzehn Jahren war ich für die meisten Auslandsprogramme in fernen Ländern noch zu jung. Und Europa war mir zu eng, zu klein.

Ich war fasziniert von den Bildern, die ich von den Landschaften der Judäischen Wüste und dem *Negev* gesehen hatte. *Ein Gedi* hieß die Oase in der Nähe des Toten Meeres, wo es heiße Mineralquellen gab, einen botanischen Garten, bizarre Felsformationen mit unerschlossenen Höhlen und einen spektakulären Wasserfall. Dieser Ort galt damals als Geheimtipp für einen etwas anderen Tourismus in dieser herben und doch reizvollen Landschaft, und ein *Kibbuz*, der dort eine Hotelanlage betrieb, suchte Volontäre.

Ich wollte unbedingt irgendwo hin, wo es ganz anders aussah als zu Hause in Deutschland. Und das, was ich auf den Prospekten sah, war ungefähr das Gegenteil von Thüringen: dramatische Steinwüsten versus beruhigend grüne Felder. Und so kam es, dass ich mich für Israel entschied. Wie lange ich bleiben wollte, das konnte ich nach den ersten beiden Monaten vor Ort entscheiden. Man würde sehen.

Frei zu sein, das bedeutete mir seit meiner frühesten Kindheit alles. Denn wir waren nicht frei in der Deutschen Demokratischen Republik. Für mich stand schon immer fest, dass ich meinen Ausreiseantrag stellen würde, sobald ich achtzehn wäre. Mir war damals klar, welche Konsequenzen dies für mich haben würde: Dass ich vier Jahre auf die Ausreise würde warten müssen, während derer ich vielen Schikanen ausgesetzt wäre. Ich konnte mir aber nicht vorstellen, mein Leben in einem Land zu verbringen, das ich nicht verlassen durfte.

Einen Ausreiseantrag musste ich nicht mehr stellen, die Wende kam mir glücklicherweise zuvor. Ich werde nie vergessen, wie mir damals am Morgen des 10. November 1989 meine Mutter sagte: »Wir können jetzt überall hinfahren. Heute Nacht ist die Mauer gefallen.«

Ich weiß noch ganz genau, wie ich neben dem Sofa im Wohnzimmer stand, noch im Schlafanzug, und von einem Moment auf den anderen hellwach war.

»Lass uns gleich in den Westen fahren!«, schlug ich vor.

»Jetzt gehst du erst einmal zur Schule«, erwiderte meine Mutter, »vielleicht fahren wir am Wochenende.«

Als ich an diesem Morgen den Klassenraum betrat, hatte

unsere Lehrerin das Bild von Erich Honecker bereits abgehängt. Ich beobachtete fasziniert, wie sie alle über Nacht ihre Einstellung zur DDR änderten: Meine Russischlehrerin ließ sich umschulen und unterrichtete fortan Religion. Sogenannte Staatsbürgerrechtler unterrichteten jetzt Gesellschaftskunde. Gleich am ersten Tag nach dem Mauerfall fehlte die Hälfte der Klasse, alle waren sie in den Westen gefahren. Zwei meiner Schulkameraden sah ich nie wieder – sie blieben gleich drüben.

Ich gehörte zu denen, die nicht gegangen waren. Aber nun hatte ich die Schule abgeschlossen. Nichts hielt mich mehr. Ein Jahr wollte ich mir nehmen, ehe ich zu studieren beginnen würde. Ich hatte mich für Fremdenverkehrsgeografie entschieden und in Trier bereits einen Studienplatz erhalten. Auch die Zusage für ein Zimmer in einem Studentenwohnheim war mir für meine Rückkehr sicher. Zuvor aber wollte ich alles hinter mir lassen: Jena, Thüringen, Deutschland, Europa.

Ich schloss meinen Rucksack und zog die Riemen fest. Prüfte noch mal, ob ich alle Dokumente dabei hatte: Pass, Flugticket, die Kontaktadressen. Und für die Arbeit im *Kibbuz* das Gesundheitszeugnis, die Papiere einer privaten Krankenversicherung. Dann war es Zeit, zu gehen.

Mein Flug ging zunächst von Leipzig nach Frankfurt, denn damals gab es noch keine Direktflüge aus Ostdeutschland nach Israel. In Frankfurt stellte sich heraus, dass mein Weiterflug nach *Tel Aviv* einige Stunden Verspätung hatte, und mir fielen drei junge Frauen auf, die mit ähnlich großen Rucksäcken, wie ich einen hatte, an meinem Terminal warteten.

»Fliegst du auch nach *Tel Aviv?*«, sprach mich eine von ihnen an.

Es stellte sich heraus, dass sie dasselbe vorhatten wie ich. Wir schlossen uns einander an, und als wir spät in der Nacht in *Tel Aviv* landeten, suchten wir uns gemeinsam eine Jugendherberge.

Am nächsten Morgen machten wir uns alle vier auf den Weg zum Büro der Organisation, mit der wir von Deutschland aus Kontakt geknüpft hatten. Diese Organisation vermittelte junge Menschen aus aller Welt als Volontäre an verschiedene *Kibbuzim*.

Ein *Kibbuz* ist eine typisch israelische Siedlungsform, eine Art Dorfgemeinschaft, in der jeder *Kibbuznik*, wie die Bewohner genannt werden, dieselben Rechte und Pflichten besitzt. Oft sind es landwirtschaftliche Kommunen, die in den ersten Jahren nach der Staatsgründung dazu dienten, unfruchtbare Gebiete zu erschließen und nutzbar zu machen. Aber auch handwerkliche oder industrielle Betriebe werden in dieser Form des Gemeinschaftslebens unterhalten. In *Ein Gedi* dagegen war es eine Hotelanlage, die in Form eines *Kibbuz* geführt wurde. Ich war gespannt, ob es dort einen Platz für mich gab.

Obwohl es noch früh am Morgen war, schwitzten wir mächtig unter unseren schweren Rucksäcken, als wir uns auf die Suche nach dem Büro machten, das mitten im Zentrum von *Tel Aviv* lag. Es war heiß und staubig, der Verkehr um diese frühe Stunde höllisch, wir waren direkt in die Rush Hour geraten. Überall wurde gehupt und gedrängelt, die Israeli, so merkte ich rasch, waren offenbar kein besonders geduldiges Volk. Bald lief uns der Schweiß

aus allen Poren. Wir fragten mehrmals nach dem Weg, und zu unserer Erleichterung sprachen viele Passanten Englisch. »*Where do you want to go?*«, begann es, schnell wurde daraus ein längeres Gespräch. »Ach«, dachte ich erfreut, »die Menschen hier scheinen ja wirklich nett zu sein.«

Als wir die Volontärs-Zentrale endlich fanden, atmeten wir auf. Jede von uns erhielt eine Adresse und Informationen, wie man dorthin gelangen konnte. Ich hatte Glück, in *Ein Gedi* wurden tatsächlich Volontäre gebraucht. Meine Begleiterinnen hatten jedoch andere Destinationen erhalten. Doch bevor wir uns in alle Winde zerstreuten, gingen wir in einem der zahlreichen Straßencafés gemeinsam frühstücken. Ich staunte nicht schlecht, als es zum Weißbrot Hüttenkäse, Tomaten- und Gurkensalat mit Oliven gab. Und eine bräunliche Paste, die ich vorsichtig probierte. Angewidert verzog ich das Gesicht: Es war *Chummus*, die israelische Variante des arabischen Hommus, den man aus Kichererbsen, Knoblauch, Zitronensaft und einigen Gewürzen zubereitet. Bis heute ertrage ich kaum den Geruch.

Nach dem Frühstück fuhren wir alle vier zum Zentralen Busbahnhof, tauschten unsere neuen Adressen aus und verabschiedeten uns. Zwei der anderen Mädchen machten sich auf den Weg zum See Genzareth, die andere in die Stadt *Eilat* ganz im Süden des Landes. Meine Reise führte mich zunächst nach *Jerusalem*, wo ich umsteigen musste, um ans Tote Meer zu gelangen.

In *Tel Aviv* waren wir am Eingang zum Busbahnhof wie alle anderen Reisenden akribisch kontrolliert worden. Als ich in *Jerusalem* auf meinen Anschluss wartete, kam ein Si-

cherheitsmann des Busbahnhofs und forderte alle Wartenden auf, sowohl das Gebäude als auch den Bereich davor, wo die Busse abfahren, zu verlassen. Ich verstand zuerst nicht, was los war, denn ich konnte kein Hebräisch. Die anderen Reisenden hatten es auch überhaupt nicht eilig, den Bahnhof zu verlassen, manche mussten mehrfach dazu aufgefordert werden. Als alle draußen waren, wurde der Bahnhof abgesperrt. Auf dem Vorplatz erklärte mir schließlich eine junge Frau, die Englisch sprach, dass es sich »mal wieder« um einen Bombenalarm handele. »Das kommt fast alle Tage vor«, sagte sie und verzog genervt das Gesicht. »Und meistens ist es falscher Alarm.«

»Aber wenn nicht?«, mischte sich ein älterer Herr ein, »erst neulich gab es einen Anschlag auf ein Einkaufszentrum!«

»Und was passiert jetzt?«, fragte ich.

»Die Tasche wird gesprengt«, erklärte mir die junge Frau.

»Gepäckstücke, die herrenlos herumstehen«, ergänzte der Mann. »Darin verbergen sich oft Bomben. Man ist nirgendwo sicher vor diesen Attentätern.«

Eine weitere halbe Stunde verging. Von dem, was sich im Bahnhof abspielte, bekamen wir auf dem Vorplatz nichts mit. Schließlich wurden die Türen wieder geöffnet, und alles ging weiter seinen Gang, als wäre nichts gewesen.

»Falscher Alarm«, sagte die junge Frau, bevor sie an mir vorbeieilte und ihrem Bus zustrebte, »ich hab's ja gesagt. Ein Soldat hat einfach einen Moment lang seine Tasche stehen lassen, um sich ein Sandwich zu kaufen. Ausgerechnet ein Soldat! Lass bloß nie etwas herumstehen. Die Ta-

sche siehst du nie wieder. Davon abgesehen stiehlt du deinen Mitmenschen ihre kostbare Zeit.« Und fort war sie.

Während der gut einstündigen Fahrt im Bus nach *Ein Gedi* kam ich mit einem jungen *Kibbuznik* ins Gespräch. Und der erklärte mir, wie es kommt, dass die Menschen in Israel angesichts einer Bombendrohung derart die Ruhe bewahren können.

»Weißt du«, sagte er, »bei uns gehört so was zum Alltag. Wir wachsen mit der ständigen Gefahr auf. Und wenn du hier eine Zeit lang leben willst, dann gewöhnst du dich besser daran. Jeder Mann geht drei Jahre zum Militär, eine Frau zwei Jahre, und spätestens danach wundert einen nichts mehr.«

Ich schaute aus dem Fenster. Die Vegetation wurde immer karger, die Landschaft rauer. Hier und dort standen ein paar Zelte beieinander, oft nur aus Stoff zusammengenäht, die aussahen wie leere Mehlsäcke. Schmutzige Kinder sprangen barfuß hinter ein paar Ziegen her. An langen Leinen trocknete fadenscheinige Wäsche, mehr Lumpen als Kleider.

»Was sind das für Leute, die dort leben?«, fragte ich.

»Das?«, meinte der junge Mann und blickte flüchtig aus dem Fenster. »Das sind Beduinen.«

Und es war klar, dass er von diesen Beduinen nicht viel hielt.

Immer wieder kamen wir an Checkpoints vorüber, an denen bewaffnete Soldaten Autos anhielten und ihre Insassen kontrollierten. Unser Bus wurde jedes Mal durchgewinkt.

»Werden alle Pkws kontrolliert?«, fragte ich.

»Die israelischen selten. Die Palästinenser brauchen eine Einreiseerlaubnis.«

»Und die Beduinen?«, wollte ich wissen.

»Die Beduinen? Die werden ganz besonders gründlich kontrolliert.«

Ich hatte zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung, dass ich bald selbst zu einer Art Expertin in Beduinen-Fragen werden sollte.

Kapitel 2

Ein Garten Eden am tiefsten Punkt der Erde

Gegen Mittag kam ich in *Ein Gedi* an. Die Oase befindet sich vierhundert Meter unter dem Meeresspiegel, und ich war überwältigt von der Schönheit dieses Ortes. Er liegt an den Ufern des Toten Meeres, hinter dem sich ein fantastischer Blick auf die Berge Jordaniens eröffnet. Es ist altes, biblisches Land, und wenn ich auch nicht religiös bin und ganz und gar nicht mit den Geschichten des Alten Testaments aufwuchs, so fühlte ich doch die Erhabenheit, die diese Gegend ausstrahlt. Im fünften Jahrhundert nach Christus wurde die letzte historische Siedlung aufgegeben, und erst 1949 kamen Menschen hierher zurück: Das israelische Militär gründete auf einem Felsplateau einen Militärposten, der vier Jahre später von dem *Kibbuz* abgelöst wurde.

Es ist eine Landschaft der Kontraste: die trockene, steinige Wüste, steil aufragende Berge, *Wadis*, ausgetrocknete Flussläufe, und Wasserfälle. Der Name *Ein Gedi* bedeutet »Quelle des Steinbocks«, und dieser Name wurde dem Ort zu Recht gegeben, denn schon bald nach meiner Ankunft sah ich früh morgens ein paar dieser wunderbaren Tiere, wie sie auf den Rasenflächen der Hotelanlage, die dieser *Kibbuz* betreibt, friedlich grasten.

»Am besten steigst du bei der nächsten Bushaltestelle aus«, riet mir der *Kibbuznik*, der die erste Haltestelle unten

am Ufer des Toten Meeres beim Restaurant nahm, »dann bist du schon im Bereich, wo die Volontäre wohnen. Frag dich einfach zum Volontärsleiter durch, jeder kann dir den Weg zeigen.«

Ich fühlte mich verschwitzt und staubig, als ich aus dem Bus stieg und mich umsah. Hier war es sogar noch heißer als in *Tel Aviv*. Außerdem roch es seltsam nach faulen Eiern. Später erfuhr ich, dass dies am Schwefelgehalt in der Luft lag, der vom Toten Meer aufsteigt. Es dauerte aber nicht lange, und ich bemerkte dies überhaupt nicht mehr, die Geruchsnerve gewöhnen sich rasch daran. Allerdings ist der Sauerstoffgehalt in der Luft hier niedriger als anderswo, und das bekam ich in den folgenden Tagen zu spüren. Bis der Körper sich darauf eingestellt hat, dauert es eine Weile, und so lange fühlt man sich müde und schlapp.

Es war Mittagszeit, und ich war froh, nach der langen Reise aus Deutschland an meinem Ziel anzukommen.

Der Leiter der Volontäre begrüßte mich freundlich.

»Willkommen, Berit«, sagte er, »am besten stelle ich dich gleich der Moonqueen vor.«

»Mondkönigin« – so nannte man die junge Frau, die sich um die Volontäre kümmerte und auch danach schaute, dass der Wohnbereich, den man uns zuwies, sauber war. Helen kam aus England und erklärte mir gleich alles Mögliche, während sie mich zu meiner Unterkunft brachte.

Sie wies mir ein Doppelzimmer mit Stockbetten zu, das ich zunächst allein bewohnte, bis eine weitere Volontärin kommen würde. Es war an Einfachheit nicht zu überbieten, außer den Metallbetten mit dünnen Matratzen gab es nur einen Schrank, und als ich den öffnete, um meine Sa-

chen darin unterzubringen, fiel er mir fast entgegen. Die Wände waren grau und fleckig.

»Komm doch erst mal mit zum Mittagessen«, sagte Helen, »dann lernst du gleich die anderen kennen.«

Sie führte mich zum Diningroom.

»Die Leute«, erklärte sie mir auf dem Weg dahin, »die zum *Kibbuz* gehören, heißen *Kibbuznik*. Außerdem leben noch Israeli bei uns, die eine Zeit lang hier arbeiten, aber keine *Kibbuznik* sind, die nennt man *Bombachs*. Dann gibt es noch die Thailänder. Und wir, na ja, das weißt du ja, wir sind die Volontäre aus dem Ausland.«

Im Diningroom gab es verschiedene Essen zur Auswahl, und man konnte sich selbst bedienen. Ich sah Reis, Nudeln und in viel Öl gebratenes Fleisch, dazu diese typischen israelischen Gurken, die ich schon bei unserem Frühstück kennengelernt hatte. Außerdem Tomatensalat, *Chumus* und eine neue Paste, die ich noch nicht kannte.

»Das ist *Tahina*«, erklärte mir Helen, »eine Sesam-Paste.«

Ich nahm mir von allem ein bisschen und sah mich um. Es ging sehr lebhaft zu, rund sechzig Menschen saßen hier an drei langen Tischen. Ich suchte mir einen freien Platz und stellte mein Tablett ab. Neugierige Blicke wandten sich mir zu. Es saßen viele Männer an dem Tisch, und mir entging nicht, dass sie mich mit großem Interesse von Kopf bis Fuß musterten.

»Hallo«, sagte einer und strahlte mich an, »wen haben wir denn da?«

»Bist du neu hier?«, wollte ein anderer wissen, »woher kommst du?«

»Wie heißt du?« – und so ging es weiter. Bald war ich in

ein angeregtes Gespräch verwickelt. Alle sprachen ziemlich gut Englisch. Nur einen attraktiven Mann mit dunklem Teint, der mir direkt gegenüber saß, konnte ich kaum verstehen, so stark war sein Akzent.

»Das ist Salim, unser Beduine«, sagte ein anderer, »sein Zelt steht unterhalb des *Kibbuz*. Er arbeitet mit uns zusammen und zeigt den Touristen, wie die Beduinen in der Wüste leben.«

»Genau«, sagte Salim und schenkte mir ein strahlendes Lächeln. »Komm doch mal in das Zelt und sieh es dir an!«

Sein Englisch klang für meine Ohren sehr seltsam, ich verstand ihn wirklich kaum. Doch mir war bewusst, dass auch meine Kenntnisse der Sprache, die ich aus meiner Schulzeit hatte, hier rasch an ihre Grenzen stießen.

»Willkommen in *Ein Gedi*, Berit«, sagte einer der Wortführer am Tisch und erhob sich feierlich, »ich bin mir sicher, wir werden eine lustige Zeit hier mit dir haben.«

Ein Gelächter erhob sich am Tisch, in dem eine gewaltige Portion Anzüglichkeit mitschwang. Na, das konnte ja heiter werden. Ich hatte es noch nie leiden können, wenn Männer derart deutlich zeigten, dass sie nur das Eine im Sinn haben. Auf der anderen Seite freute ich mich, dass man mich so offen aufnahm. Ich würde diesen Männern schon zeigen, dass Berit Kessler keine leichte Beute war.

In der ersten Nacht machte ich kaum ein Auge zu, denn die Klimaanlage in meinem Zimmer war kaputt, und es war heiß und stickig. Dennoch gewöhnte ich mich rasch ein. Zunächst wurde ich für die Küche eingeteilt. Sechs Tage die Woche, die in Israel am Sonntag beginnt, wusch ich nun täglich sechs bis acht Stunden lang Salat, schnitt

Tomaten auf, schälte Gurken. An die sechshundert Menschen galt es satt zu bekommen, und so lernte ich, *Chumus* zuzubereiten und täglich tausend Fleischbällchen zu formen und anzubraten. Die Küche war einfach ausgestattet, es gab schlichte Metalltische, an denen das Essen in großen Wannen vorbereitet wurde. Hier war alles doppelt vorhanden, denn in der jüdischen Küche müssen Fleisch und Milchprodukte streng voneinander getrennt werden.

»In der *Thora* steht«, erklärte mir der Koch, »dass das Zicklein nicht in der Milch seiner Mutter gekocht werden darf. Wir nennen das koscher, und es ist wichtig, dass du das verstehst und einhältst!«, ermahnte er mich. Darum, so lernte ich, waren die Schüsseln für Fleischgerichte rot markiert, während die, in denen man mit Milchprodukten arbeitete, ein blaues Zeichen hatten. Da meist Volontäre, also Nicht-Juden, das Essen zubereiteten, war es wichtig, dass am Ende ein Jude das fertige Gericht noch einmal umrührte. Dann galt das Essen als koscher, denn ein Jude darf kein Essen zu sich nehmen, das von einem Nicht-Juden zubereitet wurde. Rührte ein Jude aber die von mir gekochte Suppe noch mal um, dann war es in Ordnung.

Fast täglich kam es vor, dass sich einer der Volontäre in den Finger schnitt. Dann wurde nicht etwa ein Pflaster darauf geklebt, so etwas gab es im gesamten *Kibbuz* nicht. Sondern man streute Kaffee oder Paprika auf die Wunde. Zu meiner Verwunderung brannte das überhaupt nicht, die Wunde hörte sofort auf zu bluten und heilte schnell.

»Ist denn dieses Messer jetzt noch koscher, mit dem ich mich geschnitten habe?«, witzelte Susan, eine Volontärin aus England.

Wir lachten. Uns erschienen all diese Regeln merkwürdig. Doch gleichzeitig fand ich es auch interessant, die Sitten und Gebräuche eines anderen Volkes kennenzulernen.

Immer zu Wochenbeginn gab es neue Dienstpläne, und wir erfuhren, wo wir die nächsten Tage arbeiten würden. Ich wurde auch in anderen Bereichen eingesetzt, zum Beispiel im Gästehaus, wo ich die Zimmer der Hotelgäste sauber machte oder im Restaurant bediente. Einen schrecklichen Tag lang schickte man mich auch in die gefürchteten Ställe der angegliederten Truthahnfarm. Bei den Truthähnen zu arbeiten war unter den Volontären am wenigsten beliebt, und auch mir grauste davor: Morgens musste man durch die Ställe gehen und die Kadaver der Tiere aufsammeln, die in der Nacht entweder wegen der schlechten Haltung gestorben oder von Wüstenfüchsen gerissen worden waren. Danach wurden die überlebenden Truthähne mit Getreide gefüttert und mit Medikamenten versorgt. Auch das war unangenehm, denn die schweren Tröge hingen an Seilen in der Luft. Um die Futternäpfe herunterzulassen, musste man die Seile betätigen, und man riss sich dabei leicht die Hände auf, Handschuhe gab es keine. An dem Tag, als ich hier eingeteilt war, musste ich glücklicherweise nichts von all dem tun: Es wurden neue Elektroleitungen verlegt, und man brauchte jemanden, der die Löcher durch die Wände bohrte. Dazu war ich gern bereit. Mit der Bohrmaschine bewaffnet, brachte ich diesen Stalltag hinter mich.

Ein anderer äußerst unbeliebter Job war das Säubern der Toiletten in der zwei Kilometer entfernten Spa-Anlage, die ebenfalls zum *Kibbuz* gehörte. In diesem Heilbad gab es

zwei heiße Schwefelquellen, außerdem werden dem Schlamm aus dem Toten Meer heilende Kräfte zugesprochen. Wenn die Gäste nun während einer solchen Schlammpackung mal mussten, dann sahen die Toiletten danach entsprechend aus: völlig verdreckt und verschmiert. Wir Volontäre sollten dann alles wieder sauber machen, was jeder von uns hasste. Es gab viele, die sich schlichtweg weigerten, immer wieder die sanitären Anlagen im Spa von oben bis unten vom Schlamm zu reinigen, und die *Kibbuz*-Leitung schickte dann die Thailänder vor, die, ohne zu klagen, jede Arbeit erledigten, war sie auch noch so unangenehm. Es gab in *Ein Gedi* viele Thailänder, die für ein paar Jahre nach Israel kamen, um Geld zu verdienen, das sie Monat für Monat ihren Familien nach Hause schickten. Sie übernahmen die harte Arbeit im *Kibbuz*, verdienten etwas besser als wir Volontäre, sparten, wo sie konnten, um später nach ihrer Rückkehr in Thailand ein besseres Leben führen zu können. Diese Menschen wurden im *Kibbuz* ausgenutzt, sie arbeiteten schwer und verdienten doch vergleichsweise wenig. Mir taten vor allem die Frauen leid, wenn sie mir die Fotos ihrer Kinder zeigten, die sie teils seit Jahren nicht mehr gesehen hatten.

Wenn ich frei hatte, erkundete ich die Umgebung. Zunächst die Anlage selbst, die in einem wunderschönen botanischen Garten lag. Hier gab es neben den heimischen Palmen unzählige exotische Blüten und Bäume aus allen möglichen Kontinenten, Urwaldbäume mit Luftwurzeln, Schirmakazien, die ihre Äste weit über die Rasenfläche ausbreiteten, und zahlreiche andere Gehölze, die ich noch nie gesehen hatte. Auch vielerlei Arten von Kakteen wuch-

sen und blühten in geschmackvoll angelegten Beeten, und vor der Kulisse der kargen, steil aufsteigenden Felswände, die gleich hinter der Oase aufragten und ihr Schutz vor Wind und Wetter boten, wirkte diese Fülle an Vegetation und auch die Plantage mit Dattelpalmen wie ein kleiner Garten Eden.

Beim Baden im Toten Meer genoss ich das Gefühl, fast schwerelos in dem salzhaltigen Wasser zu treiben, den Blick auf die Berge Jordaniens jenseits des östlichen Ufers gerichtet. Und im Herbst, als die fast unerträgliche Hitze ein wenig nachließ, erkundete ich die beiden tief eingeschnittenen Täler der beiden Gebirgsbäche *Nahal Arugot* und *Nahal David*, denen die Oase ihre Fruchtbarkeit verdankte. Hier gab es spektakuläre Wasserfälle. Hier, inmitten der umliegenden Wüste, wachsen Palmen und Balsamsträucher, die vor allem am Abend einen betörenden Duft aussenden.

Jenen attraktiven Beduinen traf ich im »Moon«, dem Pub des *Kibbuz*, immer wieder. Er fiel mir eigentlich nur deswegen auf, weil er im Gegensatz zu all den anderen Männern im *Kibbuz* keine Anstalten machte, mich anzufirten. Wenn wir uns trafen, wechselten wir ein paar Worte, und das war es. Dagegen gingen mir die anderen männlichen Wesen mächtig auf die Nerven: Jeden Abend schien es ein anderer darauf abgesehen zu haben, mich in sein Bett zu kriegen. Susan, wie so manch andere Volontärin, fand das offenbar nicht so schlimm.

»Was hast du nur«, wollte sie wissen, »ein bisschen Spaß dürfen wir doch schließlich haben. Ist denn von all denen hier keiner dabei, der dir gefällt?«

Ich zuckte die Schultern, denn mir war klar, dass Deutsche im *Kibbuz* alle denselben Ruf weghatten: dass man kaum an uns herankam, schon gar nicht für eine kurze Nacht ...

»Susan«, scherzte ich, »ich weiß, dass dir Urs gut gefällt. Und ich glaube, er mag dich auch. Um mich brauchst du dich aber nicht zu kümmern. Ich bin ganz zufrieden so.«

Es würde wahrscheinlich nicht mehr lange dauern, und der *Kibbuz* hatte ein neues Volontärs-Pärchen. Ich aber war nicht hergekommen, um eine Affäre zu haben. Ich wollte frei sein und es auch bleiben, mich nicht binden, sondern jederzeit leichten Herzens irgendwo anders hingehen, wenn es mir in den Sinn kam. Mein Herz zu verlieren, das stand nicht auf meiner Agenda. Sollten sie ruhig Wetten abschließen. Ich würde mich weder mit einem dieser ewig Bier trinkenden Engländer noch mit einem der Skandinavier, auch nicht mit einem Russen oder gar einem Israeli einlassen. Und mit Urs aus der Schweiz schon gar nicht, da brauchte Susan keine Sorge zu haben.

Eines Tages sah ich auf dem Wochenplan, dass ich in Salims Zelt als Bedienung eingeteilt war. Hier wurden regelmäßig »Beduinen-Abende« abgehalten, und dieser Job war unter den Volontären beliebt, weil es hier fünfzehn Schekel die Stunde zusätzlich gab.

Wir Volontäre verdienten zweihundertzehn Schekel im Monat, das waren umgerechnet rund vierundvierzig Euro, da waren drei, vier Stunden in Salims Zelt ein guter Nebenverdienst. Und so zog ich mir ein paar Mal die Kleider einer Beduinenfrau an, verschleierte mich und servierte Touristen das Essen.

Salim arbeitete mit dem *Kibbuz* auf freier Basis zusammen. In seinem großen, gemütlich mit Teppichen und Matratzen eingerichteten Beduinenzelt, in dem er Gruppen von bis zu dreihundert Leuten unterbringen konnte, vermittelte er bei typischer Bewirtung und auf äußerst unterhaltsame Weise den Touristen aus dem Ausland, israelischen Reisegruppen und Schulklassen einen Eindruck vom Beduinenleben. Und wenn er auch sonst nur Jeans trug, so kleidete er sich für diese Anlässe in das traditionelle lange Gewand, den *Burnus*, und band sich die *Kafiyja* um den Kopf, die wir als »Palästinensertuch« kennen.

»Weißt du, Berit«, erklärte er mir später einmal, »ich trag das Zeug nicht gern.«

Er schlüpfte immer erst dann in den *Burnus*, wenn der Bus mit den Touristen schon hielt, und zog ihn sofort wieder aus, nachdem die Gruppe abgefahren war.

»Die Touristen möchten eben einen authentischen Beduinen in seinen traditionellen Kleidern sehen«, sagte Salim, »und für ihr Fotoalbum wollen alle außerdem ein Bild mit mir.«

Während ich in seinem Zelt arbeitete, konnte ich beobachten, wie gut sich Salim zu verkaufen wusste. Ja, die Leute glaubten ihm jedes Wort. So erzählte er zum Beispiel gern, dass er für dieses Treffen mit seinem Kamel extra aus der Wüste nach *Ein Gedi* geritten sei. Dabei stand sein Subaru, ein Automodell, das in den Neunzigerjahren die meisten Beduinen fuhren, gut versteckt hinter dem Zelt, und unter seinem *Burnus* schaute die Jeans hervor. Ich staunte oft darüber, dass die Menschen das so gern glaubten, was sie glauben wollten. Dabei war Salim alles andere

als ein einfacher Beduine, zweimal war er bereits in London gewesen, um dort Sprachkurse zu absolvieren, wie er mir erzählte.

Wenn ich in seinem Zelt zur Arbeit eingeteilt war, lauschte ich amüsiert seinen Vorträgen. Ich konnte sehen, dass die Touristen ihn liebten und ihm gebannt lauschten. Salim verstand es, ungemein lebendig zu erzählen, und oft würzte er seine Geschichten mit Anekdoten und Späßen. Seine schwarzen Augen sprühten dann Funken, und ich konnte verstehen, warum so manche Frau aus dem *Kibbuz* für ihn schwärmte. Aber das schien ihm nichts zu bedeuten. Ohnehin interessierte er sich ganz offenkundig nicht für uns Frauen, weder für uns Volontärinnen noch für die Israelinnen noch für die weiblichen Gäste aus dem Ausland.

Das Leben im *Kibbuz* bot nicht viel Abwechslung. Für größere Ausflüge war es im Sommer viel zu heiß. Zwar kamen täglich ein paar englischsprachige Zeitungen für uns, doch die waren in der Regel sofort vergriffen. Auch das Essen wiederholte sich Tag für Tag, es gab immer dieselben Salate, Hüttenkäse, *Chumus* und so weiter. Wasser, Kaffee und schwarzer Tee waren unsere Getränke. Abends traf man sich im Pub. Und hier ging es eigentlich nur darum, wer mit wem etwas anfang aus lauter Langeweile. Auch die Israeli machten sich an uns Europäerinnen ran, und ihre Masche war immer dieselbe: »Komm, lass uns ein bisschen spazieren gehen.« Dann hieß es: »Ach schau mal, da ist mein Zimmer. Und dort ist mein Bett.« Mit mir lief das nicht, doch das schien die Männer nur noch mehr anzustacheln. Ich empfand das als sehr lästig, denn jede Unter-

haltung lief früher oder später auf diesen »Spaziergang« hinaus. Darum freute ich mich, als mich Salim eines Tages fragte, ob ich Lust hätte, mit ihm an einem Abend hinaus in die Wüste zu fahren. Ich hatte davon gehört, dass er hin und wieder mit seinem Subaru Volontäre mitgenommen und manche sogar seiner Familie vorgestellt hatte. Jeder wusste, dass man sich auf ihn verlassen konnte, dass er ein anständiger Kerl war und noch nie eine Frau belästigt hatte. Und so sagte ich gern zu, froh, einmal der *Kibbuz*-Routine entfliehen zu können.

Zum ersten Mal kam ich also weiter hinein in die Judäische Wüste, eine Fels- und Steinwüste von unglaublicher Schönheit. Während die Sonne unterging, färbten sich die Felsformationen in Rot-Violett-Töne, die Schatten schienen zu wachsen und aufzusteigen, bis schließlich das letzte Licht erlosch und die ersten Sterne aufgingen. Salim und ich sprachen nicht viel, und ich genoss in vollen Zügen dieses Naturschauspiel und die Stille. Wir erreichten einen Ort, der von Felsen auf mehreren Seiten geschützt war. Salim stellte den Motor ab.

Es war sehr still. Eben noch hatte der Motor gedröhnt, und nun stiegen wir aus, die Türen klappten zu, und ich sah mich verzaubert um. Am Horizont waren noch die letzten Spuren des Sonnenuntergangs zu erkennen, tiefviolette Streifen versanken in samtigem Indigoblau. In der Ferne, weit unter uns, glitzerte etwas: Es war ein Ausläufer des Toten Meeres.

Während ich so dastand und staunte, hatte Salim ein paar trockene Büsche samt Wurzeln herausgerissen, die hier vereinzelt wuchsen. Im Nu entzündete er ein flackern-

des Feuer. Die Zweige prasselten lichterloh und die dicken Wurzeln hielten das Feuer in Gang. Aus einem Leinensäckchen schüttete Salim Mehl in eine zerbeulte Metallschale und goss Wasser darauf. Geschickt verarbeitete er das Ganze mit einer Prise Salz zu einem geschmeidigen Teig. Dann holte er einen metallenen Gegenstand aus dem Auto, der aussah wie ein Wok. Nur dass er ihn umgekehrt ins Feuer legte, mit der gewölbten Seite nach oben.

»Brot«, sagte er, während er einen großen runden Stein in die Mitte des Feuers platzierte und eine dünne runde Scheibe von diesem Teig darauf legte. Ich hatte davon gelesen, dass die Beduinen so ihr Brot zubereiten, und nun sah ich es selbst. Der Fladen blähte sich zischend in der Mitte auf, ein leckerer Duft stieg mir in die Nase. Mithilfe eines Stöckchens drehte Salim die Pita um. Kurze Zeit später warf er mir den heißen Fladen in den Schoß. Ich pustete, balancierte ihn von einer Hand in die andere, bis er nicht mehr zu heiß war.

»Iss«, empfahl Salim und sah mich von der Seite grinzend an. »Warm schmeckt es am besten!«

Er griff in seine Umhängetasche und zog ein Stoffpäckchen daraus hervor, legte es vorsichtig auf die Erde und wickelte es auf. Oliven kamen zum Vorschein, ein paar Tomaten und Gurken, die er mit seinem Klappmesser aufschnitt. Der Fels strahlte noch die Hitze des Tages ab, und selbst am Abend und in der Nacht würde es hier nicht sehr abkühlen, wie ich wusste.

Trotzdem stand Salim auf, ging zum Wagen und kam mit einer Decke wieder, die er mir über die Schultern legte. Ich entspannte mich und genoss es, dass mit Salim alles so

einfach war. Da war keine Doppeldeutigkeit, keine Absicht in dem, was er tat. Seit Langem war er der erste Mensch, der mich einfach so nahm und sein ließ, wie ich war.

Wir sprachen wenig an diesem ersten Abend. Ich lauschte den Geräuschen der Wüste nach, die langsam aus der Stille herausstachen wie die Details aus einem monochromen Bild, das auf den ersten Blick einfach nur blau aussieht, und erst später entdeckt man die feinen Abstufungen. Hin und wieder sagte Salim etwas zu einem Tierruf, zu einem feinen Rascheln im Dornengebüsch. Schließlich, als ich dachte, dass es Zeit würde, zurückzufahren, ging Salim zum Wagen und machte sich am Heck zu schaffen. Als er zurückkam, schleppte er etwas hinter sich her.

»Was ist das denn?«, fragte ich.

»Eine Matratze«, war seine Antwort. »Ich hab mir gedacht, heute Nacht schlafen wir hier.«

In jener Nacht teilten wir uns diese Matratze, ganz unschuldig wie Bruder und Schwester. Wir waren Freunde, mehr nicht, und kein Funke Erotik schwebte über unserem Wüstenfeuer.

Oder doch? Heute fällt es mir unendlich schwer, jene Zeiten wieder auferstehen zu lassen, denn sie wurden überlagert von all den schrecklichen Erfahrungen, die ich in den vergangenen dreizehn Jahren machen musste. Diese ersten Begegnungen mit Salim hatte ich so erfolgreich verdrängt, dass ich sie fast schon vergessen hatte. Etwas in mir sträubt sich, diesen Mann wieder aus den Augen der jungen Frau zu sehen, die ich damals war. Der Salim von einst erscheint

mir heute völlig fremd, so als sei er ein anderer als der, der mir heute meine Kinder streitig macht. Er muss ein anderer sein. Wie konnte er sich so verändern? Oder war er doch immer schon so, hatte es nur sorgsam vor mir und vielen anderen verborgen?

Und ich? Wer war diese Achtzehnjährige, die dort unter dem kristallklaren Sternenhimmel der Judäischen Wüste auf derselben Matratze schlief wie dieser junge Beduine, so vollkommen sicher ihrer selbst und der Tatsache, dass ihr nichts Schlimmes widerfahren konnte in seiner Gesellschaft?

Kai spricht im Schlaf, wirft sich herum. Es wird Zeit, für heute Schluss zu machen. Die Erinnerungen wühlen mich auf, und mein Kleiner scheint das zu spüren. Und doch, ich weiß, es muss sein. Will ich anderen erklären, wie alles kam, wie ich in die Situation kommen konnte, in der ich heute bin, muss ich mich meiner Vergangenheit stellen.